

Nr. 22. Bromberg, den 27. Januar 1928.

Die Reisemädels.

Roman von Hermann Lint.

(13. Fortsetzung.

Der Justizrat, der bisher vor den Mädels gestanden hatte, geht an seinen Schreibtisch zurück. Es entspinnt sich ein Gespräch. Ein Klient anscheinend, der viel wissen will und je mehr er erfährt, immer neue Fragen stellt, ist am Apparat. Man merkt, daß der Justizrat ihn gerne los sein möchte. Seine Antworten werden immer kürzer. Man hört nur noch: „Termin am 16. . . . Kammergericht . . . Vollmacht mitbringen . . . Unnötige Sorgen" und dergleichen.

Das alles aber hört Beate gar nicht mehr.

Sie hört nur die letzten Worte, die Herr von Loschbeck zu ihnen gesprochen hat: „gerne Ihre Bekanntschaft machen, aber . . .?"

Dieses „Aber" bedeutet für sie eine Erlösung. Es bedeutet keineswegs ein Aber, sondern das Gegenteil. Es bedeutet ein „Also, ja, ein Also".

Sie vervollständigt sich den Satz, während der Justizrat am Telephon herummanöveriert. „. . . aber leider ist mein Klient heute verhindert . . ." so denkt sie den Satz weiter.

Sie ist so aufgeregt, daß sie kaum bemerkt, daß der Justizrat wieder aufgestanden ist und vor ihnen steht.

„Also . . . meine Damen . . ." fährt er langsam fort, „. . . Ich sagte, daß der „Vater" Ihrer Reise gern Ihre Bekanntschaft machen möchte, aber ich muß Sie vorher auf etwas vorbereiten, um Sie nicht in Erstaunen zu setzen . . . . Der Herr, der Ihre Reise veranlaßt hat, ist ein Ausländer, ein Südamerikaner, der unsere Sprache nicht nur nicht versteht, sondern noch dazu durch ein Halsleiden am Sprechen seinerseits verhindert ist. Er kann sich nur durch einen Dolmetscher verständlich machen. Er hat mich beauftragt, für ihn zu sprechen, aber er möchte Sie doch wenigstens stillschweigend begrüßen . . . Ich darf Sie daher mit Ihrem Gönner, Herrn Monchretien de Paz nunmehr bekannt machen . . ."

Er öffnete eine Tür, die nach der anderen Seite seines Vorzimmers führte. Man sah in ein geräumiges, in einem gewissen Halbdunkel des Spätnachmittags liegendes Gemach.

„Darf ich bitten . . . meine Damen!" sagte der Justizrat.

Während er mit den beiden anderen Mädchen voranging, war es Beate, als ob sie etwas versteinert hatte.

Was hatte er gesagt: Herr Monchretien de Paz? Ein Südamerikaner? Also der Mann, der nach Weinheim geschrieben hatte? Kein anderer . . . Nicht Guido von Treller=Els?

Sie folgte bebend den anderen.

Diesen selbst aber wurde es jetzt plötzlich schwer, ihre Bestürzung zu meistern, als sie das Zimmer betraten.

Im Dunkel der einen etwas entfernt vom Fenster gelegenen Ecke stand ein Mann, die Hände auf dem Rücken verschränkt, in anscheinend wartender Haltung, ein Mann, den sie alle drei kannten, ein Mann, der niemand anders war als der Sonderling, der ihnen immer wieder wie im Zufall begegnet war:

Der „Gorilla . . ."

Sie konnten ihn jetzt deutlicher sehen als früher auf den Bahnhöfen, in den Cafés oder damals in Viletta di Negro. Sie konnten jede Einzelheit seiner bizarren Gestalt erkennen. Jetzt — zum ersten Mal ohne seine Reisemütze sichtbar — fiel sein störriges, rötlich=braunes Haupthaar auf, in dem sich ein paar silbergraue Strähnen verloren. Die Augen waren wieder durch die dunkle Brille bedeckt. Ein unordentlich ausschauender, fast ungepflegt scheinender Schnurrbart überlagerte die Oberlippe. Das Bucklige seiner immerhin großen Gestalt wurde deutlich. Sein Anzug war der gleiche wie immer: die großkarrierten Breeches, darüber ein kurzes Jackett von einem belanglosen Stoff und eine lässig geknotete aus der Weste heraushängende Krawatte. Ein bizarrer Anblick in der Tat, hier noch barocker als in dem italienischen Milieu, wo zwischen hängender Wäsche, Lazaronis und südlich=gebräunten Gesichtern eine solche Gestalt mancherlei ihres Absonderlichen verlieren mag.

Hätte Beate nicht völlig im Bann dieser Erscheinung gestanden, so in völliger Erstarrung über den Zusammenbruch aller ihrer Konjekturen, sie hätte gewiß ein wenig zusammengezuckt, als Hanna sie in den Arm kniff und wisperte: „Der Gorilla . . ."

So aber blieb sie bewegungslos, die Augen nur auf Herrn de Paz gerichtet. Dieser stand ebenfalls starr, wie sie ihn so oft beobachtet hatten. Erst als der Justizrat die drei Mädels der Reihe nach vorstellte, schien sich um die Lippen dieses grotesken Menschen — soweit sie überhaupt unter dem unordentlichen Schnurrbart erkennbar waren — ein Lächeln zu bilden.

Er machte eine Handbewegung, die vielleicht eine Begrüßung sein sollte.

„Bitte, behalten Sie doch Platz . . . Herr de Paz . . .", sagte der Justizrat und sich zu den Damen wendend, bot er diesen die herumstehenden altmodischen Samtsessel an.

Sie saßen zunächst eine Minute lang, ohne daß jemand gesprochen hätte.

Dann sagte der Justizrat:

„Also, meine Damen . . . Herr Monchretien de Paz läßt Ihnen durch mich nunmehr sagen, daß er Sie mit Freude wieder in Ihrer Heimat begrüßt. Er hat alles, was Sie berichtet haben, an Hand der Übersetzungen und Erläuterungen seines ausgezeichneten deutschen Sekretärs verfolgt. Herr Monchretien de Paz, der in seinem Lande als geistvoller Essayist und Philosoph bekannt ist, sich daneben aber damit beschäftigt, sein großes Vermögen in den Dienst nützlicher und wohltuender Stiftungen zu verwenden, hat gewissermaßen mit dieser Reise — abgesehen von den freundlichen Gedanken, drei jungen Damen zu einer Reise zu verhelfen, die ihnen vielleicht das Leben nicht wieder bieten wird — ein soziologisches Experiment gemacht. Es würde zu weit führen, Ihnen das hier des Näheren auseinanderzusetzen. Sie wissen ja, daß die Soziologie auf die Beobachtung des gesellschaftlichen Zusammenlebens der Menschheit abzielt . . . Nun, Herr Monchretien de Paz war in der Lage, aus Ihren Reiseberichten Beobachtungen zu entnehmen, die für ihn — für Sie gewiß nicht, meine Damen — den Wert eines wissenschaftlichen Experimentes haben."

Der Justizrat greift zu einem kleinen Zettel, auf dem er sich anscheinend Notizen gemacht hat.

„Herr Monchretien de Paz hat gewissermaßen aus Ihrer Reise drei Erscheinungen herauskristallisiert, die sich mit Ihnen dreien persönlich decken. Die drei grundlegenden Bedingungen eines Reisegenusses sind nämlich nach ihm: Humor, Beschaulichkeit und Durchdringung. Oder, wenn Sie wollen: Durchdringung mit Humor und Beschaulichkeit. Ich glaube, ich brauche Ihnen, meine Damen, nicht zu sagen, wer von Ihnen den Humor vertrat, wer die Beschaulichkeit

und wer die Durchdringung. Ich brauche nur zu sagen, daß Sie alle drei eine überaus glückliche Synthese dieser drei Voraussetzungen darstellten. Aber ich darf in seinem Auftrage noch etwas hinzufügen. Die eigentliche Fruchtbarkeit des menschlichen Geistes zeigt sich nach der Ansicht meines Herrn Klienten stets in der persönlichsten Fühlungnahme mit den Dingen der Umwelt. Diese Fühlungnahme ist das eigentliche Eindringen in die Materie, das er mit Durchdringung bezeichnet hat. Es ist daher durchaus begreiflich und seinen Anschauungen entsprechend, daß sich für Sie, Fräulein Himmelland, aus dieser Reise ganz andere besondere Wirkungen ergeben haben. Sie sind in der Lage gewesen, aus dieser Reise — wie wir alle hoffen — die Kräfte zu einer künstlerisch produktiven Entfaltung Ihres schönen Talentes neu zu gewinnen . . .“

Er blättert wieder in einigen Zetteln herum, die er aus der Brieftasche gezogen hat.

„Ich habe mir erlaubt, gnädiges Fräulein,“ sagt er dann, sich zu Beate wendend, „Ihnen einige Ausschnitte aus Zeitungen aufzuheben, die über die Bilderausstellung des mir befreundeten Kunsthändlers berichten. Sie werden darunter eine ganze Reihe anerkennender Bemerkungen über die von Ihnen ausgestellten Sachen finden . . . Im übrigen werden Sie ja — ebenfalls durch die Vermittlung des Herrn de Paz — bald Gelegenheit haben, Aufträge zu neuen Werken entgegenzunehmen . . .“

Beate blickt zu Boden.

Dann, den Justizrat mit einem etwas gezwungenen Lächeln ansehend, greift sie nach den Ausschnitten und sagt etwas Dankendes. Sie fühlt, daß sie ankämpfen muß, in Tränen auszubrechen. Ist es über ihre Erfolge, diese unerwartend beglückenden Erfolge oder über den Zusammenprall ihrer Mutmaßungen mit der Wirklichkeit?

Obschon es einigermaßen dunkel im Zimmer geworden ist, erkennt vielleicht der Justizrat die Stimmung ihres Gesichtes. Er wendet sich einem anderen Thema zu:

„Herr Monchretien de Paz hat nun für Sie, meine Damen, eine Erinnerung an diese Reise ausarbeiten lassen, die ich Ihnen zu übergeben jetzt die Ehre habe . . .“

Er geht an einen Schrank im Hintergrund des Zimmers und entnimmt ihm ein größeres Paket.

Dann tritt er wieder an den Tisch heran, um den sie sitzen.

In dem Paket befinden sich drei Bücher ziemlich breiten Formates. Weiß eingebundene Bücher, mit einer Aufschrift in goldenen Lettern. Der Justizrat nimmt eines der Bücher und hält es so, daß die Mädels die breiten, goldenen Buchstaben lesen können.

Da steht: „Den Reisemädels zur Erinnerung, Frühling 1926.“

„Wie reizend . . .,“ ruft Hanna aus, als ihr der Justizrat als der zunächst Sitzenden das eine Buch hinreicht.

Sie blättert ein wenig und zeigt es den andern. Soweit sie in der Schnelligkeit des Augenblicks sehen können, ist es ein Buch mit Bildern und Zeichnungen italienischer Motive und gedrucktem Text. Dem Justizrat aber scheint daran zu liegen, daß sie nicht gleich alle Einzelheiten des Buches beschauen, vielleicht weil er noch etwas zu sagen hat und weil er ja immer in Eile ist, wie alle Rechtsanwälte. Er sagt:

„Sie werden ja das Buch in Muße kennenlernen, meine Damen . . . jetzt möchte ich Ihnen nur sagen, daß dasselbe zu einem Teil aus Ihren eigenen Berichten zusammengestellt ist, mit Zitaten aus denselben, soweit dadurch keine Indiskretion geübt wurde ... Die Bilder und Photographien ...“

Er unterbricht sich und lächelt ein wenig zu Herrn Monchretien de Paz hinüber.

„Nun, das werden Sie ja alles selbst sehen, meine Damen,“ fährt er dann fort, „das Textliche — soweit es nicht Ihren eigenen Berichten entstammt — hat Herr de Paz selbst geschrieben und sein Sekretär hat es in gutes Deutsch übertragen . . .“

Es entsteht wieder eine kleine Verlegenheitspause. Dann sagt der Justizrat:

„Damit, meine Damen, ist alles, was ich Ihnen zu sagen hatte, beendet . . .“

Die Mädels begreifen, sie haben sich erhoben.

Auch der „Gorilla“ ist aufgestanden.

Die Mädels treten einzeln an ihn heran. Er streckt ihnen seine Hand entgegen; dann drücken sie noch dem Justizrat die Hand. Und wenige Minuten später stehen sie unten auf der Straße.

Auf den Vorschlag Hannas gehen sie in die Konditorei, in welcher sie am Nachmittag ihrer ersten Bekanntschaft gesessen hatten. Beate hatte sich diesem Vorschlag entziehen wollen, aber Hanna und Erika bestanden darauf, daß man sich nach dem Erlebnis dieses Nachmittags aussprechen und die Bücher zusammen besehen müsse . . .

„Was sagt ihr zu dem „Gorilla?“ erklärte Hanna schon auf dem Wege zu der Konditorei, „hättet ihr das für möglich gehalten . . .? Natürlich, er hat um uns herumspioniert, dieser alte Affe . . . Wißt ihr, was mich ärgert: wenn es schon eine Privatperson war, die uns diese Reise spendierte, warum konnte es nicht ein junger schöner Mann sein, so in der Art des „schönen Jünglings“ von Como . . .? Das wäre doch wenigstens romantisch gewesen und so ein ritterlicher Held hätte sich sicher für irgendeine von uns dreien entflammt?“

Gott sei Dank merkte sie nicht, wie Beate von einer Verlegenheit in die andere geriet . . . Sie hatte in ihrer Angespanntheit im Zimmer des Justizrates wenigstens für diese Viertelstunde an Guido nicht mehr gedacht und an den Brief des „Gorillas“ nach Weinheim ebenfalls nicht, wurde jetzt aber durch Hannas Gerede recht unsanft an beides zurückerinnert.

„Ich finde, er sah heute noch scheußlicher aus als in Italien,“ sagte Erika. „Hu . . ., mit einem solchen Mann möchte ich nicht verheiratet sein . . .“

„Nicht einmal nach dem Luna-Park würde ich mit ihm gehen,“ sagte Hanna. Und dann betraten sie die Konditorei.

Die Spannung, in die Bücher hineinzusehen, wurde nun doch so groß, daß sie gleich damit anfingen, eines derselben aufzuschlagen.

Die Art, wie diese Bücher verfertigt waren, überraschte sie und entzückte sie zugleich.

Zunächst sahen sie auf den ersten drei Seiten ihre Bilder.

Es waren die vergrößerten Paßbilder, die gut gelungen waren. Um die Bilder schlang sich ein Rand von kolorierten Arabesken, die irgendwie an Italien erinnerten, Früchte, Blüten, Schwalben oder Palmenmotive zeigten. Vor diesen drei Seiten stand in geschnörkelten Buchstaben: Die Reisemädels. Frühling 1926. Auf die Bilder folgte eine Seite, die zur Verwunderung der Mädels eine getreue Wiedergabe von Beates Blick in die Tiefe enthielt, eine ausgezeichnete Radierung nach dem bunten Pastellbild.

Es folgte eine weitere Seite, die ebenfalls wieder mit Arabesken umrandet war, auf der nur die Worte standen: Durchdringung — Humor — Beschaulichkeit. Dann folgte der eigentliche Inhalt des Buches, Seiten, deren Text die Mädels zum größten Teil als aus ihren Berichten stammend erkannten, mit allerlei kleinen photographischen Nachdrucken, die in den Text eingesprengt waren, beginnend mit Tiroler Burgen, dem Mailänder Dom, Palästen und Promenadenbildern aus Genua.

Aber was war das?

Alle drei stutzten.

Sie sahen plötzlich eine Photographie, die sie alle drei auf der Bank sitzend zeigte: am Viletta di Negro anscheinend, unter Palmen und Eukalyptus.

Sie sahen sich ratlos an. Woher kam diese ihnen unbekannte Momentaufnahme?

Die nächste Seite brachte die Erklärung, eine Erklärung freilich, die noch überraschender war.

Mitten auf dem Blatt, umrandet vom Text, den sie in der Schnelligkeit des Schauens nicht beachteten, befand sich eine Photographie des „Gorilla“, ein Bild des Herrn Gonzalo Monchretien de Paz wie sie ihn immer wieder gesehen, in dem Standard-Kostüm, das er selbst heute nicht abgelegt hatte. Da stand er: Die Arme auf dem Rücken verschränkt, mit dunkler Brille und den karierten Breeches, eine Pfeife im Mund, die Mütze in die Stirn gedrückt.

Unter dem Bilde lasen sie jetzt:

„Der „Gorilla“, eine eigentümliche Spezies von Menschenaffe, der den jungen Damen viel Nachdenken bereitete. So gut sie ihn aber beobachteten, sie bemerkten nicht den kleinen Apparat, mit dem er die folgenden Bilder aufgenommen hat.“

Sie sahen sich jetzt noch verdutzter an. Woher wußte Herr Monchretien de Paz von dem Spitznamen, den sie ihm gegeben hatten?

Erika errötete. Ganz zaghaft sagte sie:

„Hier im Text steht etwas aus meinem Bericht. Ich glaube, das erklärt die Sache . . .“

Sie hatte in der Tat aus Como an den Justizrat über den seltsamen Kauz der ihnen „zu folgen schien“ und den sie „den Gorilla“ nannten, etwas geschrieben. — Schließlich, man konnte doch nicht immer nur über die gegenseitigen Eindrücke schreiben. Und wissen, daß dieser Sonderling der Stifter ihrer Reise war, konnte sie ja nicht . . . Sie war jetzt sehr verlegen. Gerade Erika Mönch mußte diese Peinlichkeit passieren!

„Das einzige Mal . . .“ jammerte sie, „daß ich mich auf der Reise über etwas lustig gemacht habe . . . und gleich muß es mir so gehen . . .“

Die anderen trösteten sie.

„Du siehst ja,“ sagte Beate, „daß er es uns gar nicht übel genommen hat . . . Er weiß seine Eigenart mit Würde zu

tragen ... übrigens wirft das ein ganz gutes Licht auf ihn ..."

Das Interesse an den noch folgenden Aufnahmen die Herr de Paz von ihnen gemacht hatte, ließ auch Erika über diesen peinlichen Vorfall hinwegkommen. Da war zum Beispiel der deutsche D-Wagen, mit dem sie von Genua nach Como gefahren waren, dann ein Bild von Hanna, auf dem Mailänder Bahnhof eine Banane verzehrend, und eine Aufnahme von ihnen dreien, wie sie Giuseppe Verdi zum Abschied die Hand reichten. All das war so nett und witzig in den Text hineinkomponiert, daß sie ihre „Taktlosigkeit" gegenüber ihrem Reisespender rasch vergaßen.

„Nun habe ich doch wenigstens ein Bild von dem guten Jungen ...", sagte Hanna und fuhr mit der Hand über das Bild Giuseppe Verdis hin, als ob sie ihn streicheln wollte.

Sie trennten sich spät. Und da nun für alle drei neue Aufgaben und Ereignisse bevorstanden, so geschah dies mit einiger Wehmut. In der großen Stadt Berlin weiß man niemals, wann man wieder einmal gemütlich beieinander ist. Dazu stand Erikas Reise nach dem Gut der Hohenquast-Lettwitzens bevor und Hanna mußte den nächsten Tag wieder in ihr Bureau.

Sie schüttelten sich noch einmal kräftig die Hände.

Dan bestiegen Hanna und Erika zwei nach verschiedenen Richtungen strebende Trambahnwagen.

Beate hatte das Gefühl, in die hellerleuchteten Straßen hineinwandern zu müssen, die auf Umwegen zu ihrer Wohnung führten. Umrauscht von passierenden Menschen, von Wagen und Gefährten aller Art, über große Plätze schreitend, an bunten Häusern und Lichtreklamen vorbei, eingekeilt in das unendliche Gewühl dieser abendlich-blendenden Stadt kam sie sich weniger einsam vor, als droben in ihrem kleinen Zimmer.

Irgend etwas wie „Buden-Angst" ergriff sie. Sie wollte denken, ja denken ... sie wollte das Rätsel lösen, das sich immer dunkler um die Gestalt Guidos legte. Die Ereignisse der letzten Stunden hatten ihr nicht die Möglichkeit gegeben, sich ein neues Bild von ihrem Erlebnis in Como zu machen, denn die Sitzung bei dem Justizrat und das Gerede der anderen beiden Mädels ließen ihr natürlich keine Zeit, sich das Unerwartete zurechtzulegen. Und etwas Neues war es doch: daß Guido sich nicht hinter dem Namen des Herrn Monchretien de Paz verbarg, daß dieser vielmehr als solcher existierte und die Veranlassung der ganzen Reise war. Immer größere Verwirrung drang auf sie ein.

(Schluß folgt.)

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(43. Fortsetzung.)

7.

So hab' ich endlich dich gerettet
Mir aus der Menge wilden Reihn;
Du bist in meinen Arm gekettet,
Du bist nun mein, nun einzig mein.
Es schlummert alles diese Stunde,
Nur wir noch leben auf der Welt,
Wie in der Wasser stillem Grunde
Der Meergott seine Göttin hält.

Uhland.

Herzog Ulerich von Württemberg liebte eine gute Tafel, und wenn in guter Gesellschaft die Becher kreisten, pflegte er nicht sobald das Zeichen zum Aufbruch zu geben. Auch am Hochzeitsfeste Mariens von Lichtenstein blieb er seiner Gewohnheit treu. Man war, als die heilige Handlung in der Kirche vorüber war, in den Lustgarten am Schloß gezogen; dort hatten sich in den Laubgängen und künstlich verschlungenen Wegen die Hochzeitsgäste ergangen, oder an den zahmen Hirschen und Rehen im Gehege, oder an den Bären, die in einem der Gräben des Schlosses umherwandelten, sich ergötzt. Um zwölf Uhr hatten die Trompeten zur Tafel gerufen. Sie wurde in der Tyrnitz gehalten, einer weiten hohen Halle, die viele hundert Gäste faßte. Diese Halle war die Zierde des Schlosses zu Stuttgart. Sie maß wohl hundert Schritte in der Länge; die eine Seite, die gegen den Garten des Schlosses lag, war von vielen breiten Fenstern unterbrochen, und der freundliche Tag ergoß sich durch die vielfarbigen Scheiben und erhellte überall das ungeheure Gemach, das mit seinen Wölbungen und Säulen mehr einer Kirche als einem Tummelplatze der Freude glich. Um die drei übrigen Seiten liefen Galerien mit Teppichen reich behängt, sie waren für die Geiger und Trompeter und für die Zuschauer bei einem fürstlichen Mahle bestimmt; oft aber dienten sie den Damen und Kampfrichtern zu Tribünen, wenn nicht der Klang der Becher, sondern Schwerthiebe, das Krachen der Lanzen, das Sausen der Speere und das Gelächter und Geschrei der Kämpfer beim freien Waffenspiel in der Halle erscholl.

Aber heute sah man hier einen gemischten Kreis schöner Frauen und fröhlicher Männer um reichbesetzte Tafeln sitzen. Auf den Galerien schwangen die Geiger lustig ihre Fiedelbogen. Die Zinkenisten bliesen ihre Backen auf, die Trommler schlugen kräftig auf die Felle, und mit Jauchzen und Hallo stimmte die Volksmenge, die man auf den übrigen Teilen der Galerien zugelassen hatte, ein, wenn die Herren unten einen Trinkspruch ausgebracht hatten. Am oberen Ende der Halle saß unter einem Thronhimmel der Herzog. Er hatte seinen Hut weit aus der Stirne gerückt, schaute fröhlich um sich und sprach dem Becher fleißig zu. Zu seiner Rechten, an der Seite des Tisches, saß Marie; jetzt wollte die Sitte nicht mehr, daß sie die Augen niederschlug und sechs Schritte von dem Geliebten entfernt blieb. Ein fröhliches Leben war in ihre Augen, um ihren Mund eingezogen; sie blickte oft nach ihrem neuen Gemahl, der ihr gegenüber saß, es war ihr oft, als müsse sie sich überzeugen, daß dies alles nicht ein Traum, daß sie wirklich eine Hausfrau sei und den Namen, den sie achtzehn Jahre getragen, gegen den Namen Sturmfeder vertauscht habe; sie lächelte so oft sie ihn ansah, denn es kam ihr vor, als gebe er sich, seitdem er aus der Kirche kam, eine gewisse Würde. „Er ist mein Haupt", sagte sie lächelnd zu sich; „mein Herr, mein Gebieter; o der gute Herr! das liebe Haupt!"

Und es war so, wie Marie zu bemerken glaubte; Georg fühlte sich gehobener, mit einer neuen Würde umgeben; es schien ihm, als zeigten ihm die Junker mehr Ehrfucht, als zögen ihn die älteren Ritter freundlicher zu sich heran, seit er nicht mehr allein in der Welt stand, sondern wie sie ein Hausvater, vielleicht der Stammhalter eines glänzenden Geschlechtes geworden war. Denn in den guten alten Zeiten waren die Begriffe noch anders als heutzutag, und man dachte sich den Edelmann und den Bürger nicht anders als mit Weib und Kindern und überließ das Zölibat den Mönchen.

In die Nähe des Herzogs war der Ritter von Lichtenstein, Marx Stumpf von Schweinsberg und der Kanzler gezogen worden, und auch der Ratsschreiber von Ulm saß nicht ferne, weil er heute als Geselle des Bräutigams diesen Ehrenplatz sich erworben hatte. Der Wein begann schon den Männern aus den Augen zu leuchten und den Frauen die Wangen höher zu färben, als der Herzog seinem Küchenmeister ein Zeichen gab. Die Speisen wurden weggenommen und im Schloßhof unter die Armen verteilt; auf die Tafel kamen jetzt Kuchen und schöne Früchte, und die Weinkannen wurden für die Männer mit besseren Sorten gefüllt; den Frauen brachte man kleine silberne Becher mit spanischem, süßem Weine. Sie behaupteten zwar, keinen Tropfen mehr trinken zu können, doch nippten und nippten sie von dem süßen Nektar immer wieder, bis man die Nagelprobe hätte machen können. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo nach der Sitte der Zeit dem neuen Ehepaar Geschenke überbracht wurden. Man stellte Körbe neben Marien auf, und als die Geiger und Pfeifer von neuem gestimmt hatten und aufzuspielen anfingen, bewegte sich ein langer, glänzender Zug in die Halle. Voran gingen die Edelknaben des fürstlichen Hofes, sie trugen goldene Deckelkrüge, Schaumünzen, Schmuck von edlen Steinen als Geschenke des Herzogs.

„Mögen euch diese Becher, wenn sie bei den Hochzeiten eurer Kinder, bei den Taufen eurer Enkel kreisen, mögen sie euch an einen Mann erinnern, dem ihr beide im Unglück Liebe und Treue bewiesen, an einen Fürsten, der im Glück euch immer gewogen und zugetan ist."

Georg war überrascht von dem Reichtum der Geschenke. „Euer Durchlaucht beschämen uns", rief er; „wollet Ihr Liebe und Treue belohnen, so wird sie nur zu bald um Lohn feil sein."

„Ich habe sie selten rein gefunden," erwiderte Ulerich, indem er einen unmutigen Blick über die lange Tafel hinschickte und dem jungen Mann die Hand drückte; „noch seltener, Freund Sturmfeder, hat sie mir Probe gehalten, drum ist es billig, daß wir die reine Treue mit reinem Golde und edle Liebe mit edlen Steinen zu belohnen suchen. Doch wie, Eure schöne Frau vergießt Tränen? Ich weiß die Quelle dieses klaren Taues, es ist die Erinnerung an Unser bitteres Geschick, die Wir selbst heraufbeschworen haben. Hinweg mit diesen Tränen, schöne Frau; am Hochzeitstag ist es kein gutes Zeichen. Doch mit Verlaub Eures Eheherrn will ich jetzt ein- alte Schuld einziehen. Ihr wißt noch, welche?"

Marie errötete und warf einen forschenden Blick nach Georg hinüber, als fürchtete sie, jenes alte Übel, das sie oft

kaum zu beschwören vermochte, mochte wiederkehren. Georg wußte recht wohl, was der Herzog meine, denn jene Szene, die er hinter der Türe belauscht, war ihm noch immer im Gedächtnis, doch er fand Gefallen daran, den Herzog und Marien zu necken, und antwortete, als diese noch immer schwieg: „Herr Herzog, wir sind jetzt zusammen ein Leib und eine Seele, wenn also meine Frau in früheren Zeiten Schulden gemacht hat, so steht es mir zu, sie zu bezahlen."

„Ihr seid zwar ein hübscher Junge," entgegnete Ulerich mit Laune, „und manche unserer Fräulein hier am Tische möchte vielleicht gerne einen solchen Schuldbrief an Euren schönen Mund einzufordern haben; mir aber kann dies nicht frommen, denn meine Urkunde lautet auf die roten Lippen Eurer Frau."

Der Herzog stand bei diesen Worten auf und näherte sich Marien, die bald errötend, bald erbleichend ängstlich auf Georg herübersah. „Herr Herzog," flüsterte sie, indem sie den schönen Nacken zurückbog, „es war nur Scherz; — ich bitte Euch." Doch Ulerich ließ sich nicht irre machen, sondern zog die Schuld samt Zinsen von ihren schönen Lippen ein.

Der alte Herr von Lichtenstein sah bei dieser Szene finster bald auf den Herzog, bald auf seine Tochter; vielleicht mochte ihm Ulerich von Hutten beifallen, denn seine Blicke streiften auch ängstlich auf seinen Schwiegersohn. Der Kanzler Ambrosius Volland aber schaute mit höhnischer Schadenfreude aus den grünen Äuglein auf den jungen Mann. „Hi, hi," rief er ihm zu, „ich leere meinen Becher auf gutes Wohlsein. Eine schöne Frau ist eine gute Bittschrift in aller Not; wünsche Glück, liebster, wertgeschätzter Herr; hi! hi! 's ist ja auch was Unschuldiges, solange es vor den Augen des Ehemanns geschieht."

„Allerdings, Herr Kanzler!" erwiderte Georg mit großer Ruhe. „Um so unschuldiger, als ich selbst dabei war, wie meine Frau Seiner Durchlaucht diesen Dank zusagte. Der Herr Herzog versprach, beim Vater für uns zu bitten, daß er mich zu seinem Eidam annehme, und bedung sich dafür diesen Lohn an unserem Hochzeitstage."

Der Herzog sah den jungen Mann mit Staunen an; Marie errötete von neuem, denn sie mochte sich jene ganze Szene ins Gedächtnis zurückrufen: aber keines von beiden widersprach ihm, sei es, weil sie es für unschicklich hielten, ihn Lügen zu strafen, sei es, weil sie ahnten, er könne sie belauscht haben. Aber Ulerich konnte doch nicht unterlassen, ihn heimlich um die näheren Umstände zu befragen; er teilte sie ihm in wenigen Worten mit.

„Du bist ein sonderbarer Kauz!" flüsterte der Herzog lachend. „Was hättest du denn gemacht, wenn Wir damals ein Küßchen erobert hätten?"

„Ich kannte Euch noch nicht," flüsterte Georg ebenso leise, „drum hätte ich Euch auf der Stelle niedergestochen und an die nächste Eiche aufgehängt."

Der Herzog biß sich in die Lippen und sah ihn verwundert an; dann aber drückte er ihm freundlich die Hand und sagte: „Da hättest du alles Recht dazu gehabt, und Wir wären in unseren Sünden abgefahren. — Doch siehe, da bringen sie wieder Spenden für die Braut."

Es erschienen jetzt die Diener der Ritter und Edeln, die zur Hochzeit geladen waren, die trugen allerlei seltenes Hausgeräte, Waffen, Stoff zu Kleidern und dergleichen; man wußte zu Stuttgart, daß es der Liebling des Herzogs sei, dem dieses Fest gelte, darum hatte sich auch eine Gesandtschaft der Bürger eingestellt, ehrsame, angesehene Männer in schwarzen Kleidern, kurze Schwerter an der Seite, mit kurzen Haaren und langen Bärten. Der eine trug eine aus Silber getriebene Weinkanne, der andere einen Humpen aus demselben Metall, mit eingesetzten Schaumünzen geschmückt. Sie nahten sich ehrerbietig zuerst dem Herzog, verbeugten sich vor ihm und traten dann zu Georg von Sturmfeder.

Sie verbeugten sich lächelnd auch vor ihm, und der mit dem Humpen hub an:

Gegrüßet sei das Ehepaar
Und leb' zusammt noch manches Jahr;
Um euch zu fristen langes Leben,
Will Stuttgart euch ein Tränklein geben,
Des Lebens Tränklein ist der Wein,
Komm, guter Geselle, schenk' mir ein.

Der andere Bürger goß aus der Flasche den Humpen voll und sprach, während der erste trank:

Von diesem Tränklein steht ein Faß
Vor eurer Wohnung auf der Gaß:
Es ist vom besten, den wir haben,
Er soll euch Leib und Seele laben;
Er geb' euch Mut, Gesundheit, Kraft:
Das wünscht euch Stuttgarts Bürgerschaft.

Der erstere hatte indessen ausgetrunken, füllte den Becher von neuem und sprach: indem er ihn dem jungen Manne kredenzte.

Und wenn ihr trinkt von diesem Wein,
Soll euer erster Trinkspruch sein:

„Es leb' der Herzog und sein Haus!"
Ihr trinkt bis auf den Boden aus;
Dann schenkt ihr wieder frischen ein:
„Hoch leb' Sturmfeder und Lichtenstein."
Und lüstet euch noch eins zu trinken,
Mögt ihr an Stuttgarts Bürger denken.

Georg von Sturmfeder reichte beiden die Hand und dankte ihnen für ihr schönes Geschenk; Marie ließ ihre Weiber und Mädchen grüßen, und auch der Herzog bezeigte sich ihnen gnädig und freundlich. Sie legten den silbernen Becher und die Kanne in den Korb zu den übrigen Geschenken und entfernten sich ehrbaren und festen Schrittes aus der Tyrnitz. Doch die Bürger waren nicht die letzten gewesen, welche Geschenke gebracht hatten; denn kaum hatten sie die Halle verlassen, so entstand ein Geräusch an der Türe, wo die Landsknechte Wache hielten, das selbst die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich zog. Man hörte tiefe Männerstimmen fluchen und befehlen, dazwischen ertönten hohe Weiberstimmen, von denen besonders eine, die am heftigsten haderte, der Gesellschaft am obersten Ende der Tafel sehr bekannt schien.

„Das ist wahrhaftig die Stimme der Frau Rosel!" flüsterte Lichtenstein seinem Schwiegersohn zu. „Gott weiß, was sie wieder für Geschichten hat."

Der Herzog schickte einen Edelknaben hin, um zu erfahren, was das Lärmen zu bedeuten habe; er erhielt zur Antwort, einige Bauernweiber wollten durchaus in die Halle, um den Neuvermählten Geschenke zu bringen, da es aber nur gemeines Volk sei, so wollten sie die Knechte nicht einlassen. Ulerich gab Befehl, sie vorzubringen, denn die Sprüchlein der Bürger hatten ihm gefallen, und auch von den Bauersleuten versprach er sich Kurzweil. Die Knechte gaben Raum, und Georg erblickte zu seinem Erstaunen die runde Frau des Pfeifers von Hardt mit ihrem schönen Töchterlein, geführt von der Frau Rosel, ihrer Base.

Schon auf dem Wege in die Kirche hatte er die holden Züge des Mädchens von Hardt, die er nicht aus seinem Gedächtnis verloren, zu bemerken geglaubt; aber wichtigere Gedanken und die Heiligkeit des Sakraments, die seine ganze Seele füllten, hatten diese flüchtige Erscheinung verdrängt. Er belehrte die Gesellschaft, wer die Nahenden seien, und mit großem Interesse blickten sie alle auf das Kind jenes Mannes, dessen wunderbares Eingreifen in das Schicksal des Herzogs ihnen oft so unbegreiflich gewesen war, dessen Treue so erhaben, dessen Hilfe in der Not so willkommen erschienen war. Das Mädchen hatte die blonden Haare, die offene Stirne, die Züge ihres Vaters; nur die List, die aus seinen Augen, die Kühnheit und Kraft, die aus seinem Wesen sprach, war bei ihr, wenn sie nicht schüchtern und blöde war, in eine neckende Freundlichkeit und in rüstiges, behendes Wesen übergegangen. So hatte sie Georg erkannt, als er im Hause des Pfeifers wohnte; doch heute schien sie vor den vielen vornehmen Leuten etwas schüchtern, ja es wollte ihm sogar scheinen, als sei ein neuer Zug in ihr Gesicht gekommen, den er früher nicht an ihr bemerkt hatte, eine gewisse Wehmut und Trauer, die sich um ihren Mund und in ihren Augen aussprach.

(Fortsetzung folgt.)



* **Subkof in einer Heilanstalt.** Bonn, 23. Januar. Der junge Gatte der Prinzessin Viktoria von Preußen, Alexander Subkof, befindet sich in einer Heilanstalt. Sein Benehmen — er machte die Nacht zum Tage, hatte Händel aller Art, hantierte mit Schußwaffen — ließ Bedenken aufkommen, ob er geistig normal sei. Ob er freiwillig die Heilanstalt aufsuchte, vielleicht um einer drohenden Ausweisung als lästiger Ausländer zu entgehen, oder ob seine Unterbringung „irgendwoher" angeordnet wurde, steht noch nicht einwandfrei fest. Von anderer Seite wird dazu mitgeteilt, es habe sich während der Ehe herausgestellt, daß Subkof Kokainist sei, was seine Frau vorher nicht gewußt habe. Außerdem habe sich Subkof unter dem Vorwande, er besuche Bekannte, in berüchtigten Lokalen herumgetrieben und wurde, als Frau Subkof davon gerüchtweise erfuhr, überwacht. Es stellte sich heraus, daß Subkofs Lebenswandel in der Tat sehr ausschweifend war, woraufhin Frau Subkof seine Unterbringung in der Heilanstalt angeordnet haben soll.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.